



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Die Seelenfängerin**

Roman

**Sacher-Masoch, Leopold von**  
**Jena, 1886**

6. Der Schleier wird gelüftet

**urn:nbn:de:hbz:466:1-42062**

## 6. Der Schleier wird gelüftet.

„Ich folge dir treu, ob die Hölle auch flammt.“  
Moore.

Es war um Mittag, als der Jesuit in das Kabinet des Grafen trat. Dieser war eben aufgestanden und saß im Lehnstuhl, in die weichen Felle seines persischen, goldgestickten, mit Zobel besetzten und gefütterten Schlafrockes versunken, ein kleines Briefchen auf dem modernsten Papier der feinen Welt in der Hand.

„Ein neues Abenteuer,“ scherzte Pater Glinzki.

„Sie irren — ein paar Zeilen Dragomira's, frostig wie ein Februarmorgen, in denen sie mir anzeigt, daß sie wieder vollständig wohl ist.“

„Sie haben also ihrem Befinden nachgefragt?“

„Ja.“

„Um so besser.“

„Sie sagen das, Hochwürden?“

„Allerdings. Sie darf nicht ahnen, daß wir

auf ihrer Spur sind, daß wir das Dunkel ihrer räthselhaften Persönlichkeit endlich zu durchdringen beginnen.“

„Wie das?“

„Ich bin jetzt vollständig gewiß, daß Dragomira einen Plan in Bezug auf Sie hat,“ fuhr der Pater fort, „daß sie ganz bestimmte, ernste Zwecke mit unerbittlicher Konsequenz verfolgt. Hüten Sie sich vor diesem Mädchen. Bei ihr sind keine galanten Lorbeeren zu holen.“

„Ich denke nicht daran.“

„Dragomira ist gefährlicher als Sie denken.“

Soltyk begann zu lachen. „Immer wieder dieselben Einbildungen.“

„Einbildungen waren es nie,“ gab der Jesuit zur Antwort, „sondern Ahnungen, aber jetzt ist es Gewißheit, die ich habe.“

„Sie machen mich neugierig.“

„Dragomira ist keine Kofette,“ sagte Pater Gliniski, „und sie hat auch keine Absichten auf Ihre Hand oder Ihr Herz.“

„Was denn?“

„Dragomira hat irgend eine wichtige Mission hier in Kiew zu erfüllen,“ erklärte Gliniski, „vielleicht eine politische, aber dies ist mir noch nicht vollkommen klar, worüber aber kein Zweifel mehr

für mich besteht, das ist, daß sie geheime Verbindungen unterhält, gefügige Werkzeuge zur Verfügung hat und von Zeit zu Zeit verschwindet, um ohne Zweifel einem Mächtigeren, dem sie gehorcht, Bericht zu erstatten. Mein Orden hat immer die beste Polizei gehabt und ist auch in diesem Falle besser unterrichtet als irgend Jemand. Mit dieser Mission, welche Dragomira hat, steht ihr Auftreten in der Gesellschaft hier im innigsten Zusammenhang. Sie hat weder persönliche Interessen noch Sympathien, sie dient ausschließlich einer Idee. Während ihr eigenes Herz frei bleibt, versteht sie es besser als jede Eroberungsfüchtige Schöne, fremde Herzen zu erobern. Sie umgarnt nicht einen, sondern verschiedene Männer, jedem erregt sie dieselben Hoffnungen, und jeden macht sie ihren Absichten dienstbar. Auch Jesim Jadewski ist ihr Opfer. Aber sie giebt sich nicht weniger Mühe, unter ihrem eigenen Geschlechte Eroberungen zu machen. Henryka Monkony ist heute einfach ihre Sklavin, die sie mit einem Wink ihrer Wimpern regiert.“

„Welches herrliche Phantasiegemälde!“ spottete Soltyk.

„Ich wiederhole es,“ sprach der Jesuit, „für mich ist dies Alles und noch viel mehr zur Ge-

wißheit geworden, und wenn Sie es wünschen, will ich Ihnen sofort die Beweise dafür geben, daß es außer der Dragomira, die Sie kennen, noch eine zweite Dragomira giebt, eine Art Dämon, der Nachts —“

„Halt,“ rief Soltyk. Es zuckte wie ein Blitz durch seinen Kopf, die Erinnerung daran, wie er Dragomira das erste Mal getroffen. „Darin könnten Sie Recht haben, mir selbst ist mit diesem Mädchen ein ziemlich ungewöhnliches Abenteuer begegnet.“

„Erzählen Sie mir, was wissen Sie von ihren nächtlichen Wanderungen?“

„Später,“ unterbrach der Graf den Pater, „erst geben Sie mir den Beweis, daß Sie mir nicht Phantasien aufgetischt haben.“

„Gern und zwar heute noch,“ gab der Jesuit zur Antwort, „sobald Sie sich für eine Stunde meiner Führung ganz anvertrauen wollen.“

„Zu welcher Zeit?“

„Heute Nachts, doch kann ich jetzt die Stunde noch nicht bestimmen.“

„Ich werde, sobald es dunkel geworden, zu Hause sein,“ entschied Soltyk, „und Sie geduldig erwarten.“

Der Jesuit nickte zustimmend und verschwand.

Es war zehn Uhr Abends, als Pater Glinzki mit dem Grafen das Schloß des Letzteren verließ. Beide hatten sich als kleinrussische Bauern verkleidet, und Niemand hätte in den beiden Männern, die in grobes, ungeschorenes Tuch gekleidet, in lange Schafspelze gehüllt, schwarze Lammfellmützen auf dem Kopf und große Stiefel an den Füßen, mit schweren Schritten durch den Schnee daherkamen, den reichsten Magnaten der Stadt, den Liebling der Frauen und ein Mitglied des feinen, geistig vornehmen Jesuitenordens vermuthet. Glinzki führte den Grafen auf Umwegen durch enge, menschenleere Nebengassen in die Straße, in welcher das Haus des Kaufmanns Sergitjch lag. Diesem gegenüber war ein kleiner Branntweinladen. Hier traten die Beiden ein und saßen einige Zeit auf einer morschen Holzbank, mitten im Tabakqualm, unter den halbbe-  
trunkenen Kutschern und Arbeitern, bis ein kleiner, magerer Jude im schwarzen Raftan hereinkam und dem Jesuiten einen Wink gab. Sofort erhob sich dieser und verließ den Laden mit Solthk, um auf dem Trottoir, an die Mauer des Hauses gedrückt, Posto zu fassen und von hier aus, selbst im Schatten stehend, das Hausthor

des Kaufmanns Sergitsch, vor dem eine Lampe brannte, zu beobachten.

Es währte nicht lange, so kam eine Dame mit raschen Schritten heran. Obwohl der lange Pelz die hohe, schlanke Gestalt und ein dichter Schleier das Gesicht verhüllte, war der Graf doch keinen Augenblick im Zweifel darüber, daß es Dragomira war. Nur sie hatte diese stolze, triumphirende Haltung des Kopfes, nur sie diesen zugleich majestätischen und elastischen, herrlichen Gang. Als sie in dem Hause des Kaufmanns verschwunden war, wendete sich Pater Gliniski mit einem fragenden Blick zu Soltyk.

„Sie ist es, kein Zweifel,“ murmelte dieser, „aber dennoch will ich noch mehr thun und mich vollständig überzeugen. Kommen Sie.“

Die Beiden passirten die Straße und blieben unmittelbar vor dem Hause des Sergitsch stehen. Um keinen Verdacht zu erregen, zog der Pater eine kleine Pfeife hervor, stopfte sie mit Tabak und hielt Feuerstein und Schwamm bereit. Als nach einiger Zeit die Thür geöffnet wurde, kehrte er derselben den Rücken, schlug Feuer und that den brennenden Schwamm in die Pfeife, während der Graf, die Haare in die Stirne gestrichen, Dragomira fest ins Auge faßte. Denn sie war

es, welche jetzt in Männerkleidern heraustrat und zuerst bei dem Anblick der beiden Männer stutzte, dann aber rasch die Straße hinabschritt.

„Was hat diese Verkleidung zu bedeuten?“ murmelte Soltyk, „ein Liebesabenteuer?“

„Nein,“ erwiderte Glinzki leise, „dieses Mädchen ist ja von Stein, und dieser giebt nicht so leicht Funken. Hier ist etwas ganz Anderes im Spiele.“

„Ich will ihr folgen,“ sprach Soltyk.

„Thun Sie es nicht,“ bat der Jesuit, „Sie verderben vielleicht Alles, was ich mit so viel Scharfsinn und Mühe zu Stande gebracht habe.“

„Ich werde vorsichtig sein,“ erwiderte der Graf, „aber ich muß Gewißheit haben.“ Er machte sich los und folgte eilig Dragomira. Trotz des Vorsprunges, den sie hatte, war er ihr bald auf den Fersen. Sie beachtete ihn erst, als sie in die Nähe der rothen Schenke kamen, blieb plötzlich stehen, um ihn vorüber zu lassen, und faßte ihn scharf ins Auge. Doch Soltyk kam auf den glücklichen Einfall, einen Betrunknen zu spielen. Er taumelte hin und her und sang mit verstellter, krächzender Stimme ein wehmüthiges Kosakenlied. Dragomira ließ sich täuschen. Sie trat in die Schenke und schöpfte auch dann keinen



Verdacht, als der Graf ihr auch hierher folgte und, mit der Faust auf den Tisch schlagend, Brantwein verlangte.

Es war außer ihnen Niemand in der Schenkstube als Bassi Rachelles, doch verschwand diese sofort, nachdem sie einige Worte mit Dragomira gewechselt, und gleich darauf trat der Thierbändiger Karow ein.

Die Erscheinung dieses schönen Athleten trieb Solyk das Blut zum Kopfe, aber er beherrschte sich, leerte das Brantweinglas, das vor ihm stand, ließ den Kopf auf die Arme sinken, die er auf dem Tisch gekreuzt hatte, und stellte sich schlafend.

Karow hatte sich zu Dragomira gesetzt und sprach leise mit ihr.

„Man beobachtet seit einiger Zeit jeden Ihrer Schritte, begann er, „ich bin nur gekommen, um Sie zu warnen.“

„Wer beobachtet mich?“ fragte Dragomira, „die Polizei?“

„Nein. Ein Jude, der wiederholt in der Nähe Ihres Hauses sowie vor jenem des Sergitsch gesehen wurde, ist uns als ein Agent der Jesuiten bekannt.“

„Also Pater Glinzki.“

„Sehr wahrscheinlich,“ erwiderte Karow, „ich kann Ihnen nur rathen, einige Zeit diese Schenke zu meiden, sowie die Jüdin nicht bei sich zu empfangen.“

„Sie haben Recht. Ich danke Ihnen.“

Als Dragomira die Schenke verließ und sich dem Hause des Sergitsch zuwendete, hörte sie plötzlich schwere Tritte hinter sich. Sie blieb stehen und wollte schon, als sie den betrunkenen Bauern erkannte, ihren Weg fortsetzen, als sich unerwartet eine Hand auf ihren Arm legte und zwei dunkle Augen ihr forschend ins Gesicht blickten.

„Dragomira,“ sprach eine bekannte Stimme, Das muthige, stolze Mädchen faßte sich sofort. „Sie sind es,“ sprach sie ruhig, „was bestimmt Sie, mich in dieser Weise zu verfolgen?“

„Sie fragen noch?“ erwiderte der Graf, „wissen Sie noch immer nicht, was ich für Sie empfinde?“

„Sie sind also eifersüchtig?“

„Ja.“

Dragomira begann zu lachen.

„Wer ist dieser Mann,“ fuhr Soltyk fort, „mit dem Sie eine Zusammenkunft hatten? Man hat mir gesagt, daß Sie Jadewski lieben, aber

jetzt sehe ich, daß Ihr Herz einem ganz Andern gehört. Nennen Sie mir ihn. Einer von uns Beiden muß sterben.“

Dragomira lachte wieder. „Hier meine Hand. Dieser Mann ist weder mein Verehrer noch mein Freund.“

„Wenn dies wahr ist,“ sagte Soltys, „dann verstehe ich endlich, weshalb man mich vor Ihnen warnt. Was sind dies für räthselhafte Beziehungen, die Sie unterhalten? Was für ein Geheimniß ist es, das Sie so sorgfältig vor mir, vor der Welt verbergen?“

„Das sieht ja fast wie ein Verhör aus,“ entgegnete sie, „wer sagt Ihnen aber, daß ich Ihnen Rede stehen muß? Man warnt Sie vor mir! Habe ich jemals verlangt, daß Sie mir vertrauen? Habe ich mich bemüht, Sie an mich zu fesseln? Sie sind frei, gehen Sie, ich halte Sie nicht zurück.“

„Dragomira,“ rief der Graf, indem er ihre Hände faßte, „verdiane ich diese Vorwürfe, diese Sprache? Sie wissen, Sie müssen es wissen, daß es nichts in der Welt giebt, was mich bestimmen könnte Sie zu fliehen. Ich bin Keiner dieser Gecken, die gleich Eintagsfliegen in den Salons umherflattern, ich hoffe, Sie halten mich für einen Mann und trauen mir den Muth zu, Sie

auch dann zu lieben, wenn Sie eine Verschwörerin sind.“

„Ich bin es nicht.“

„Was also, Dragomira? Lassen Sie doch endlich die Maske fallen, bin ich nicht Ihres Vertrauens werth? Wollen Sie mich nicht zu Ihrem Verbündeten, und wenn Sie mich dieser Rolle nicht für würdig halten, zu Ihrem Werkzeug machen? Ich kann auch gehorchen, ja, Ihnen würde ich folgen, wohin Sie nur wollen, in jede Gefahr, in den Tod, wenn es sein muß.“

Dragomira sah ihn lange an, dann gab sie ihm die Hand. „Ich danke Ihnen,“ sprach sie, „aber lassen Sie es sich vorläufig genügen, daß ich Ihnen Glauben schenke und kein Mißtrauen gegen Sie hege. Ich weiß, daß Sie mich nicht verrathen werden, aber es ist nicht mein Geheimniß, das ich verberge und auch vor Ihnen bewahren muß. Gedulden Sie sich noch drei Tage. Dann werde ich Ihnen antworten. Sind Sie damit zufrieden?“

„Ja.“

Soltyk geleitete Dragomira noch eine Strecke und verabschiedete sich dann auf ihren ausdrücklichen Befehl.

Am folgenden Morgen verließ sie mit Karow

in Bauerkleidern ihr Haus, stieg in einen in der Nähe bereitstehenden Bauernwagen und fuhr durch den weißen, schimmernden Winternebel nach Myschkow zu Apostol.

---